

Die Erkenntnis, daß menschliche Verhaltenskomplexe weder völlig ererbt, noch ausschließlich erlernt sind und daß auch ererbte Verhaltensweisen durch Lernerfahrungen beeinflußt und damit verändert werden können, hat grundlegend zur Akzeptanz humanethologischer Forschungsergebnisse beigetragen. Einerseits konnten die genetischen Anteile im menschlichen Verhalten nicht länger als Rechtfertigung inhumanen Handelns dienen, und andererseits war es möglich, das

Wissen über die Verhaltensdispositionen als Chance zu begreifen. Die auf dieser Kenntnis beruhenden Wirkungen und Möglichkeiten sowie die Notwendigkeit, die biologischen Gegenspieler des inhumanen Verhaltens zu stärken, beschreibt der folgende Beitrag von Dr. rer. nat. Evelin Kirkilionis, einer ehemaligen Stipendiatin des Boehringer Ingelheim Fonds, deren Forschungsschwerpunkt auf dem Gebiet der kindlichen Entwicklung liegt.

Determination und Willensfreiheit

Evelin Kirkilionis, Forschungsgruppe Verhaltensbiologie des Menschen, Freiburg im Breisgau, Germany

Die Frage nach Determination und Willensfreiheit ist ein zentrales Thema nicht nur mit Blick auf die Selbstbestimmtheit menschlicher Handlungsweisen; sie besitzt auch innerhalb der Diskussion um humanes oder ethisches Handeln höchste Aktualität angesichts der Greuelthaten im ehemaligen Jugoslawien, der brennenden Häuser ausländischer Mitbürger in Deutschland oder der Straßenschlachten unberechenbarer Hooligans. Bedeutet dies, daß unsere biologische Ausstattung der Gegenspieler humanen Handelns ist, eines Handelns, das wir uns nur unter besonders günstigen Lebensbedingungen »erlauben« können? Wie aber ließe sich dann jene Hilfe einordnen, die Menschen während der NS-Zeit uneigennützig und unter Gefahr für ihr und ihrer Familie Leben geleistet haben?

Die Humanethologie hat sich zum Ziel gesetzt, den in unserem Verhalten mehr oder weniger verborgenen biologischen Anteil aufzuspüren. Diesem Versuch stehen jedoch jene skeptisch gegenüber, die jeglichen biologischen Hintergrund bei Handlungsabläufen leugnen, weil derartige genetisch begründete Verhaltensweisen unabwendbar und unveränderlich seien; eine Annahme, hinter der sich die Furcht verbirgt, die Akzeptanz biologischer Anteile könnte Fehlverhalten entschuldigen und zu dessen

Rechtfertigung oder gar Billigung dienen.

Die Humanethologie selbst war an solchen Vorbehalten nicht unbeteiligt. Die Anfänge dieser jungen Disziplin liegen zeitlich noch zu nahe, als daß die Erinnerungen an jene Aufbruchstimmung verblaßt wäre, in der man nicht selten über das Ziel hinausschoß. Einer der Gründe liegt sicherlich darin, daß die Fragen und Methoden bei der Untersuchung menschlichen Verhaltens der Tierethologie entstammen, was beispielsweise dazu führte, daß die Ausgangsthese, instinktive Verhaltensweisen seien unveränderlich, zunächst ungeprüft übernommen wurde (1). Heute jedoch besitzt die Humanethologie dank ihrer aktuellen methodischen Ansätze, ihrer Interpretationsdisziplin und neuer grundlegender Erkenntnisse, auch hinsichtlich der vergleichenden Ethologie, ein anderes Aus- und Ansehen als in ihren Kindertagen, selbst wenn diese Erkenntnisse noch nicht allgemein verbreitet sind.

Es gelang der Forschung (2), folgende prinzipielle Fragen zu klären:

1. Ist alles, was angeboren ist, auch genetisch? Unsere Kenntnisse der pränatalen Vorgänge im Mutterleib beantworten diese Frage unmißverständlich. Die Folgen von Sauerstoffmangel vor oder während der Geburt sind ebenso unstrittig wie die

Wirkung von Streßsituationen oder Suchtverhalten der Mutter auf die vorgeburtliche Entwicklung eines Kindes.

2. Ist alles, was nicht angeboren ist, erlernt? Manche Verhaltensabläufe sind zwar zum Zeitpunkt der Geburt noch nicht abrufbar, müssen aber trotzdem nicht erlernt werden. Sie treten in bestimmten Entwicklungsphasen auf, unabhängig von der Erfahrung. Man spricht von einem Reifungsprozeß. Ein Kind »lernt« also nicht laufen, sondern es »kann« – etwa zwischen dem 12. und dem 18. Monat – laufen, ohne je geübt zu haben.

3. Ist alles, was genetisch begründet ist, auch unveränderbar? Nur vergleichsweise wenige Abläufe, wie etwa die Steuerung der Atmung, müssen bereits bei der Geburt funktionsbereit und weiterhin gewährleistet sein. Für die Mehrzahl der Verhaltensabläufe gilt dies freilich nicht. So unterliegt beispielsweise die Bereitschaft zur Aggression – obschon sie ebenso genetisch vorgegeben ist wie das Hungergefühl – Lernerfahrungen und Willenssteuerung; denn während der kindlichen Entwicklung lernen wir, welche Arten aggressiver Auseinandersetzung akzeptiert und welche sanktioniert werden. Ähnlich können wir aus Überzeugung auf Nahrungsaufnahme bis zur letzten Konsequenz verzichten; selbst reflek-

torische Abläufe wie der Lidschlagreflex lassen sich durch Lernkomponenten variieren oder willentlich unterdrücken.

4. Ist alles, was erlernt wurde, leicht veränderbar, also flexibel? Erlernte Verhaltensweisen lassen sich weder problemlos »löschen«, noch – wie lange angenommen – leichter verändern als angeborene Komponenten. Beliebtes Beispiel in diesem Zusammenhang ist das motorische Lernen beim Autofahren: Ist nämlich die Gangschaltung, etwa mancher Geländewagen, anders als üblich angeordnet, greift der Fahrer – trotz jahrelanger Gewöhnung – in Schreckmomenten auf den ursprünglich erlernten motorischen Schaltweg zurück. Bei zwanghaften Verhaltensabläufen führt diese Erkenntnis zu besonders folgenschweren persönlichen Konsequenzen; denn Ticks oder Zwänge wie Wasch- oder Putzzwang gelten als ausgesprochen therapieresistent.

Verhaltensabläufe sind weder völlig ererbt, noch ausschließlich erlernt

Die Verhaltensbiologie geht heute davon aus, daß – abgesehen von wenigen Ausnahmen – das Verhalten des Menschen weder völlig ererbt, noch ausschließlich erlernt ist. Obgleich genetischen Ursprungs, läßt sich ein Verhaltensablauf durch Lern-erfahrungen verändern. Manche Entwicklungen benötigen sogar Lernkomponenten, um normal verlaufen zu können. Daß verschiedene Menschen Konfliktsituationen oder Widerständen in unterschiedlicher Weise aggressiv begegnen, ist gewiß genetisch bedingt. Und doch lernen wir im Laufe der Sozialisation nicht nur, wie wir aggressiv reagieren, sondern auch, teilweise zumindest, worauf wir aggressiv reagieren. Die »Naturseite«, das heißt die biologischen oder genetisch verankerten Anteile, und die

»Kulturseite«, also die erfahrungsbedingten oder erworbenen Anteile, eines Verhaltensablaufs sind mithin die zwei Seiten ein und derselben Medaille.

Wie sehr ein Mensch seinen Verhaltensimpulsen folgt, hängt nicht von der Zuordnung zu einer dieser Seiten ab, sondern von der Stärke des Impulses, die ihrerseits wiederum von zwei Komponenten bestimmt wird (3), nämlich dem auslösenden Sinnesreiz und den momentanen inneren Bedingungen. Während ein Schutzreflex als stets funktionsbereite Reaktion einzig und allein vom auslösenden Reiz abhängt, führt zum Beispiel das Angebot von Nahrung oder Wasser nicht notwendig zu einer Reaktion. Um sie einzuleiten, muß der Reiz mit entsprechender innerer Bedingung oder Bereitschaft verbunden sein: Bei großem Hunger (= hoher innerer Bereitschaft) löst selbst ein sonst verschmähtes einfaches Butterbrot (= geringe Reizgüte) die Nahrungsaufnahme aus. Bei geringem Hunger (= niedriger innerer Bereitschaft) muß es dann schon ein delikates Häppchen sein (= hohe Reizgüte), um das entsprechende Verhalten anzuregen (3). Doch spielt dieses Prinzip der doppelten Quantifizierung (Abbildung 1) nicht nur beim Hunger, sondern auch bei komplizierteren Verhaltenszusammenhängen eine Rolle. Selbst starke, rein biologisch bedingte Verhaltensantriebe – sei es Hunger, sei es der damit in Extremsituationen verbundene Selbsterhaltungstrieb – lassen sich willentlich außer Kraft setzen – der Hungerstreik um politischer oder humaner Ziele willen bietet das schlagende Beispiel.

Wir sind also willensfrei und können, unabhängig von unserer biologischen Verhaltensausstattung, Entscheidungen treffen. – Ist damit alles in Ordnung? Wohl kaum, denn das hieße zum Beispiel die Gefahr ausländischer Verhaltensweisen zu negieren oder als Ergebnis von Zufälligkeit oder Verkettung unglücklicher Umstände herabzustufen. Das führte dazu, die beteiligten biologischen Dispositionen nicht nur einfach zu bestreiten, sondern die Chancen präventiver Maßnahmen zu verspielen. Der Teufel steckt im Detail!

Um sich biologischen Mechanismen entziehen zu können, muß man ihre

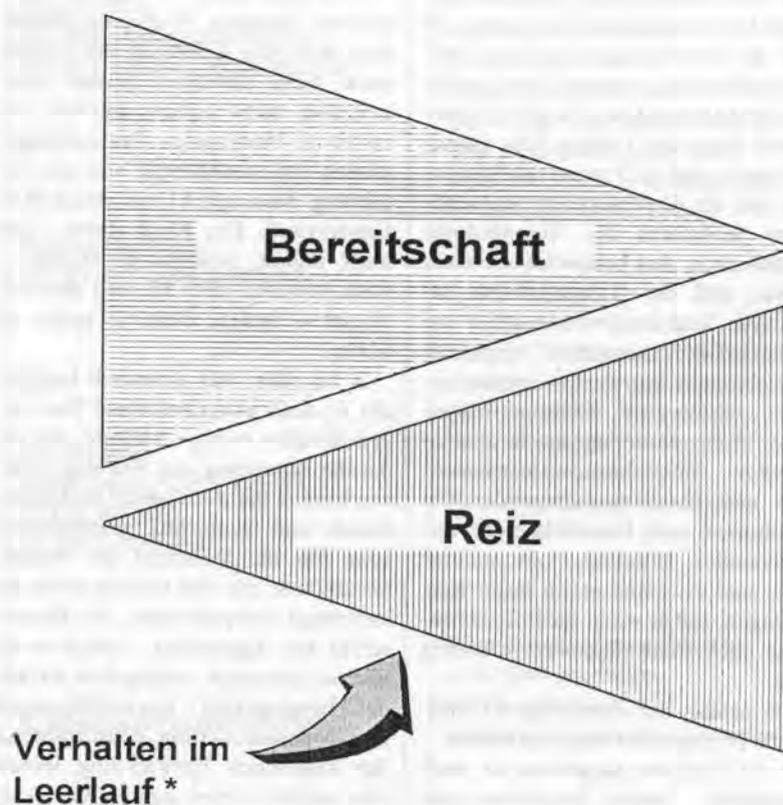


Abb. 1: Das Prinzip der doppelten Quantifizierung. [Nach (3)]

* Bei extrem hoher innerer Bereitschaft ist kein äußerer Reiz für das Auslösen des Verhaltensablaufs erforderlich – eine Annahme, die nicht unumstritten ist.

Bedeutung bei komplexen Verhaltensabläufen kennen. Und das nicht allein bei den großen lebensentscheidenden Schnittstellen, sondern auch und vor allem bei den kleinen biologischen Einheiten, die so manches Mal unterschwellig und unbewußt in die alltäglichen Entscheidungen eingreifen und die nur in kleinen Schritten unser Verhaltensmuster beeinflussen. Sie drängen uns zwar nicht in die oft befürchtete biologische Einbahnstraße, geben aber doch die Hauptbahn unserer unreflektierten Erstreaktionen vor und machen eine bestimmte Handlungsweise wahrscheinlicher. Das ist im Grunde nicht verwerflich: Nicht jeden Einzelschritt unserer Verhaltensweisen müssen oder können wir überprüfen – das machte uns handlungsunfähig. Der Übergang zu inakzeptablen Anteilen eines Verhaltensrepertoires, die Grauzone also, ist es, die überprüft werden muß, und das heißt: inwieweit läßt es die menschliche Naturseite zu, daß wir »un-menschlich« reagieren oder eine anstehende und nötige Entscheidungsmöglichkeit unbeachtet übergehen. Bereitschaft zu Aggression oder Stereotyp- und Vorurteilsbildung sind Beispiele ursprünglich biologisch sinnvoller Mechanismen, die unter Umständen in inhumane Verhaltensweisen abgleiten können.

Die Bereitschaft zu aggressiver Auseinandersetzung

Das Thema Aggression erlaubt es mit am deutlichsten, die Zwiespältigkeit unserer biologischen Verhaltensausrüstung herauszuarbeiten. Aggressivität, das heißt die Bereitschaft zur gegnerischen Auseinandersetzung, wird zwar nach wie vor von Eltern und Erziehern häufig negativ beurteilt, doch ist sie für die normale Entwicklung eines Kindes und damit für das Zusammenleben in sozialen Gemeinschaften unabdingbar. Sie beruht nicht allein, wie man bis in die sechziger Jahre hinein mit weitreichenden Konsequenzen für das Erziehungswesen angenommen hatte, auf Frustration, sondern hat mannigfache Ursachen (Abbildung 2).

Die aggressive Exploration, besonders im kindlichen Trotzverhalten des dritten Lebensjahres oder während

der Pubertät, dient dazu, den eigenen sozialen Handlungsspielraum auszuloten. Ein Kind überprüft und verbessert gegebenenfalls seine Stellung im Sozialverband, steckt seinen Verhaltensspielraum ab, testet – eben auch provokant aggressiv – die Reaktionen der Eltern oder anderer Interaktionspartner auf jede Spielart aus und lernt so die Verhaltensnormen der Familien- oder Spielgruppe kennen (Abbildung 3). Es erhält Orientierungshilfe im Sozialverband, kann sich einordnen, an Regeln des Zusammenlebens anpassen und erlangt Sicherheit in seinem Verhaltensspielraum. Diese aggressive soziale Exploration ist keine einmalige Angelegenheit; sie ist erst erfolgreich abgeschlossen, wenn der »getestete« Interaktionspartner eindeutige Informationen bietet und Grenzen zieht, die das aggressive Ausloten des Verhaltensspielraums ja gerade herauszufordern suchte. – Und sie kann zu einem anderen Thema oder mit einem anderen Interaktionspartner bald darauf erneut einsetzen.

Auch Aggression, die auf Frustration beruht, hat ihre positiven Seiten. Ein Kind muß lernen, die Unerfüllbarkeit mancher Wünsche zu akzeptieren, Aufschub zu tolerieren und mit der entsprechenden Stimmungslage umzugehen. Wird es zu sehr in seinen Erkundungs- und Entfaltungsmöglichkeiten eingeeengt, kann sich hinter der Aggression auch die berechtigte Auseinandersetzung mit der Umwelt verbergen.

Zwiespältigkeit und Gefahren aggressiver Bereitschaft treten besonders deutlich bei der Gruppenaggression hervor. Sie verknüpft zwei ursprünglich unterschiedliche Einzelfunktionen (4): die nach innen gerichtete Komponente einer Solidarisierung der Individuen miteinander sowie die nach außen gerichtete Angriffskomponente gegeneinander. Gruppensolidarität hat sich während der Evolution des Menschen als günstige Überlebensstrategie im Sozialverband erwiesen. Je reibungsloser sich dieses Zusammenleben gestaltete, desto günstiger war es für die Gemeinschaft und damit für den Einzelnen. Das Streben einer Gruppe, ein bestimmtes Maß an Übereinstimmung in Verhalten und Ansichten zu erreichen, verringert innergemeinschaftliche Konfliktpotentiale und wirkt stabilisierend. Ge-

- Selbstverteidigung und Verteidigung der Jungen
- Hunger
- Angst in ausweglosen Situationen
- Sexuelle Rivalität
- Verteidigung oder Erwerb von Territorien
- Behinderte Triebbefriedigung oder Frustration
- Soziale Exploration oder Rangstufenkampf
- Gruppenverteidigung und Angriff auf Außenseiter
- Im Rahmen des Spiels
- Gehorsam
- Nachahmung
- Berechnung

Abb. 2: Die zwölf verschiedenen Ursachen der menschlichen Aggression.

rade in stammesgeschichtlicher Zeit mag das Überlebensvorteile gebracht haben; denn knappe Ressourcen gegen andere zu verteidigen, war fraglos für den Einzelnen schwerer als für die Gemeinschaft.

Ebenso sinn- wie wirkungsvoll war das bedingungslose, gemeinschaftliche aggressive Vorgehen, ohne daß jedes einzelne Gruppenmitglied die auslösende Situation hätte miterleben müssen – die Übertragung der aggressiven Gestimmtheit also, die keineswegs auf den Menschen beschränkt ist. In diesen Zusammenhang gehören auch Kriegerituelle verschiedener Kulturen, die den akuten Auseinandersetzungen vorausgehend, aufputschen und die Gruppe solidarisieren. Gleichzeitig bedeutet Solidarisierung Abgrenzung gegen Nicht-Gruppenmitglieder – und gegebenenfalls auch die Ausgrenzung einzelner, welche bestimmten Gruppenkriterien nicht entsprechen. Je gefährdeter sich eine Gruppe sieht, desto kompromißloser werden die Gruppennormen eingehalten, und desto rigoroser ist die jeweilige Ab- und Ausgrenzung.

Gruppenaggression – ganz gleich, ob sie auf dem gemeinsamen Vorgehen von Personen beruht, die sich gut kennen, oder auf einem Zusammenschluß sich zufällig versammelnder Individuen, die eine Gemeinsamkeit vereint – stets läuft sie nach demselben Schema der Gruppensolidarisierung und Gruppenaggression ab. Das Schema zeigt sich zwischen zwei kindlichen Spielgruppen, wo es direkt zu Auseinandersetzungen führen kann, aber auch in den aggressiven Reden begabter politischer Agitatoren, die Menschenmassen zu fa-

natisieren vermögen, indem sie die Bedrohung des Volkes durch innere wie äußere Feinde heraufbeschwören, und sie damit schließlich zu Übergriffen gegen unliebsame Minderheiten oder ausgewählte Sündenböcke verleiten können.

Die Eingängigkeit diffamierender Aggression, welche Ängste und Vorurteile plakativ aufgreift und schürt, die ansteckende Wirkung aggressiver Solidarisierung gegen Gruppenfeinde sowie die möglicherweise hieraus erwachsende gnadenlose Aggression sind in der Lage, das menschliche Verhalten zum Entgleisen zu bringen. Die aufpeitschende Rede von Joseph Goebbels im Berliner Sportpalast des Jahres 1944 ist nur eines der beängstigenden Beispiele dafür, daß es dabei gleichgültig ist, ob es sich um eine tatsächliche oder eine nur vorge-täuschte Bedrohung handelt. Der Solidarisierungseffekt bleibt wirkungsvoll, sobald Vorurteile aufgegriffen und Menschengruppen zu Sündenböcken gestempelt werden (5). Gerade die Vorurteilsbildung zeigt den fließenden Übergang vom biologisch sinnvollen Prozeß der Stereotypbildung zu seiner Schattenseite, dem Vorurteil.

Stereotyp- und Vorurteilsbildung

Stereotype und Vorurteile unterscheiden sich im biologischen Mechanismus nicht. Stereotype sind Komplexe von Eigenschaften, die man Personen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer Gruppe zuschreibt. Es sind allgegenwärtige, generalisierende Meinungsbilder und Vorstellungen über geschlechtstypische Verhaltensweisen oder vermeintliche Besonderheiten einzelner Bevölkerungsgruppen, seien es Beamte oder Akademiker, Schweden oder Engländer. Sobald Bewertung oder emotionale Reaktionen hinzutreten, wird ein Stereotyp zum Vorurteil (6).

Stereotypbildung ergibt sich aus der Notwendigkeit, Unbekanntes, Neues ganz oder teilweise in ein bereits bekanntes Schema einzuordnen, um auf diese Weise möglichst rasch Handlungskompetenz zu gewinnen – ein Mechanismus, den bereits die Sinnesphysiologie bei der Gestaltwahrnehmung kennt. Anhand be-

stimmter Charakteristika sind wir in der Lage, einzelne Buchstaben selbst in verschiedenen Schreibvarianten und Handschriften zu erkennen oder lückenhafte Linienführungen zu vertrauten geschlossenen Formen zu ergänzen, was als optische Täuschungen in oft reizvollen Varianten geläufig ist. Ursprünglich ein sinnvolles Konzept, verleihen derartig ergänzende Schlüsse, die von bekannten Komponenten ausgehen, der Stereotypbildung ihre Brisanz, da sie die Vorurteilsbildung vorbereitet.

Die Begrenztheit der menschlichen Informationskapazität

Vorstellungsschemata oder Beurteilungsschablonen, die sich an einzelnen Charakteristika fest machen, sind erste Anhaltspunkte, um in neuen Situationen schnell und angemessen zu reagieren. Sie sind um so eher nötig, als die menschliche Kapazität der Informationsverarbeitung begrenzt ist. Aus unserer dinglichen und interpersonalen Umwelt erreichen uns in jeder Sekunde Billionen von Informations-Bits, ungeachtet der Tatsache, daß unser Bewußtsein nicht mehr als rund 40 Bits pro Sekunde verarbeiten kann (7). Die Informationen sind also notgedrungen in »wichtig« und »unwichtig« zu sortieren und nach Komponenten mit Signalcharakter zu durchsuchen; darüber hinaus gilt es, die Komplexität der Umwelt durch Kategorien- oder Schablonenbildung zu reduzieren, wenn man handlungsfähig bleiben will (6).

Um die an sie gestellten Anforderungen erfüllen zu können, müssen solche Schablonen möglichst allgemein sein und viele Gegebenheiten erfassen, was zwangsläufig mit einer Vereinfachung und Verzerrung der zu beurteilenden Situationen oder Personeneigenschaften verbunden ist. So wird etwa ein Kind, das seine Großeltern als ständig nörgelnde, zurechtweisende und es in seiner Bewegungsfreiheit einschränkende Personen erlebt hat, auch von anderen, den Großeltern ähnelnden Menschen zunächst die gleichen Verhaltensweisen erwarten. Allgemein gesagt: Haben wir den Vertreter einer Gruppe kennengelernt, schließen wir unwillkür-

lich auf andere zugehörige Gruppenmitglieder; das Entsprechende gilt bei Handlungsabläufen.

Übernahme von Beurteilungsschablonen und deren Beständigkeit

Die Vielschichtigkeit unserer Umwelt gestattet es nicht, jede eintreffende Information gründlich zu prüfen und kritisch zu verarbeiten. Bisheriger Erfahrungsspielraum und eigene Kenntnisse sind, abhängig von persönlichen Vorlieben, von Ausbildung und beruflicher Tätigkeit, mehr oder weniger auf bestimmte Interessensgebiete beschränkt. Daher müssen wir in vielen Bereichen Vorurteile übernehmen und das heißt: lernen. Je größer das Ansehen einer Person, desto eher wird auch deren Kategorienwelt übernommen, ungeachtet ihrer tatsächlichen Kompetenz.

In noch höherem Maße als für Erwachsene gilt das für Kinder. Können sie eine Situation nicht einschätzen, versuchen sie, aus Mimik und Reaktionen der Betreuungsperson – vornehmlich der Eltern – Informationen für das eigene Verhalten abzuleiten. Dabei ist der »Blickwechsel« zwischen Eltern und verunsicherndem Gegenstand oder verunsichernder Person so charakteristisch, daß man dafür eigens den Begriff »social referencing« geprägt hat. Andererseits greifen Kinder auch mit Vorurteilen belastete Reaktionen der Eltern als Modell eigenen künftigen Verhaltens auf, so daß sich innerhalb einer Familie derartige Verhaltensweisen und Einstellungen von Generation zu Generation fortsetzen. Vorurteile halten sich mit erstaunlicher Hartnäckigkeit selbst angesichts gegenteiliger Erfahrungen: Vom Vorurteil abweichende Ereignisse gelten als Ausnahmen, die man erst gar nicht wahrnimmt oder notfalls uminterpretiert; alles jedoch, was die herrschende Meinung bestätigt, verfestigt das bestehende Vorurteil.

Das Aufbrechen von Vorurteilen

Vorurteile brechen erwartungsgemäß besonders leicht in kritischen Lebens-

lagen von Personen oder Personen-
gruppen auf. Sobald Interessenskon-
flikte wie Konkurrenzen um Arbeits-
plätze, Geld, Raum oder Machtposi-
tionen eintreten, ist die Bereitschaft
zu aggressiver Auseinandersetzung
erhöht, selbst dann, wenn es sich
keineswegs um tatsächliche Konkur-
renzsituationen handelt

An Vorurteilsreaktionen gegen-
über dem, was man als fremd emp-
findet, sind biologisch begründete
Komponenten beteiligt. Aus evolu-
tionsbiologischer Sicht war es ebenso
sinnvoll, das Fremde – sei es Gegen-
stand, Person oder Verhalten – mit
Vorsicht zu betrachten wie das Neue
zu erkunden, um den Verhaltensspiel-
raum zu erweitern.

Neugierde und Angst können in
unbekannten Situationen als ambiva-
lente Empfindungen entstehen; wel-
che dieser Empfindungen – in jeweils
unterschiedlicher Abstufung – die
Handlungsweisen weiter mitbestim-
men, hängt von den inneren Bedin-
gungen des Individuums ab. Auf
Angst beruhende Verhaltensweisen
werden eher in einer kritischen Le-
benssituation Oberhand gewinnen,
dann sind Meideverhalten oder gar
aggressive Reaktionen wahrscheinli-
cher als das neugierige Zugehen auf
Unbekanntes. Stereotyp- und Vorur-
teilsbildung hängen von verschiedenen
Faktoren ab; unbemerkt beein-
flussen sie viele Verhaltensabläufe
und können mit beängstigender
Schnelligkeit individuelle Verhaltens-
weisen umschlagen lassen.

Bereits 1966 zeigte Sherif (8) in
einer klassischen Untersuchung, daß
Zuordnung zu verschiedenen Grup-
pen und Wettstreitsituationen wäh-
rend eines Jungen-Zeltlagers »alte«
Freundschaften innerhalb weniger
Tage zerstören können. Im engen
Rahmen zeigten sich hier sämtliche
Komponenten einer Gruppenaggres-
sion: Solidarisierung der Gruppenmit-
glieder, Abgrenzung gegen andere,
Disziplinierung der Gruppenmitglie-
der durch die Drohung, sie bei
»Feindkontakten« auszuzugrenzen,
Abwertung der Gegner und vorurteils-
beladene Zuweisung von Eigenschaf-
ten wie dumm, schleimig oder feige.
Einmal gebildet, sind solche Fronten
nur schwer zu durchbrechen.

In dem von Sherif beschriebenen
Versuch machte es erst ein allgemei-

nes Versorgungsproblem, von der La-
gerleitung bewußt herbeigeführt,
möglich, daß sich die Gräben schlos-
sen: Das gemeinsame Problem war
nur gemeinsam zu bewältigen, durch
gemeinschaftliches Handeln, ohne je-
den Wettstreit. Anschließend ver-
mochten die Mitglieder der einzelnen
Gruppen wieder normal miteinander
umzugehen. Das hier Beobachtete ist
allgemeingültig: Ein einfaches Ne-
beneinander-Leben und Miteinander-
Umgehen reicht oft nicht aus, um
Vorurteile, Gruppensolidarität und
gegenseitige Abgrenzungen zu über-
winden. Erst gemeinschaftliches und
konkurrenzfreies Lösen einer Aufga-
be vermag die Kluft zwischen Grup-
pen zu überbrücken (6).

**Die biologischen Anteile der
menschlichen Verhaltens-
ausstattung – Triebfeder und
Gegenspieler humanen
Handelns**

Sowohl dem Fremdenhaß als auch
der Gruppenaggression liegen biolo-
gische Anteile zugrunde. Verhaltens-
dispositionen, die in der Natur des
Menschen verankert sind, brechen
unter bestimmten Bedingungen auf.
Jedoch sind wir ihnen keineswegs
ausgeliefert. Denn menschliche Lern-
fähigkeit und die Bereitschaft zu be-
wußter Auseinandersetzung, aber
auch Altruismus und Empathie als
die biologischen Gegenspieler inhu-
manen Handelns bereiten Alternati-
ven vor, denen beispielsweise jene
Menschen folgten, die in der Zeit des
Nationalsozialismus, ungeachtet eigen-
er Gefahren, Bedrohte und Verfol-
gte retteten. Trotz unterschiedlicher
Herkunft, trotz verschiedener
Lebensgeschichten, Eigenschaften und
Motive besaßen sie alle ein Werteger-
üst, das bereits im Kindesalter gelegt
worden war. Die Eltern hatten als
Vorbilder für Altruismus und Toleranz
gegen Menschen, die anders waren,
schon frühzeitig Handlungsmodelle
angeboten und einen Erziehungsstil
gepflegt, der bei liebe- und respektvol-
lem Umgang miteinander feste Wert-
maßstäbe vermittelte. Damit förderten
sie eine intellektuelle und psychische
Selbständigkeit, mit deren Hilfe die
Kinder eigene, von den Vorstellungst-
endenzen der Gesellschaft unabhän-



Abb. 3: Aggressive soziale Exploration eines Jungen der !Ko-Buschmann-Gesellschaft, die für ihre Friedfertigkeit bekannt ist. (Mit freundlicher Erlaubnis von Professor Dr. Irénäus Eibl-Eibesfeldt, Andechs)

gige Urteile treffen und selbstbewußt
vertreten konnten (9).

Lernen am »Modell« ist ebenso wie
die durchschaubare Erläuterung von
Normen und Regeln eine geeignetere
Methode, soziale Verhaltensweisen
zu vermitteln, als die autoritäre For-
derung, diese Regeln rigide einzuhal-
ten. Bringen Eltern ihrem Kind Wert-
schätzung und Akzeptanz entgegen,
so schaffen sie geeignete Vorbedin-
gungen, um dessen Selbständigkeit
und Unabhängigkeit zu fördern und

es früh zu ermuntern, seine eigene Meinung zu vertreten und soziale Verantwortung zu übernehmen.

Ausblick

Menschliche Lern- und Denkfähigkeit, die Bereitschaft bewußter Auseinandersetzung und das menschliche Bewußtsein überhaupt stützen die Entscheidungsfreiheit des Menschen, als Garanten dafür, daß unser Denken und Handeln nicht determiniert sind. Noch bevor die verhaltensbiologischen Aussagen zur Willensfreiheit Allgemeinwissen geworden sind, ergeben sich neue grundlegende Fragen. Die Hirnforschung vermag mit ihren modernen Techniken, Hirnaktivitäten direkt zu belauschen; über diesen Zugang zur gedanklichen Welt versucht sie, sich dem Problem von Willensfreiheit und Bewußtsein zu nähern. Die Neurobiologie zielt darauf ab, sämtliche bewußten und unbewußten geistigen Tätigkeiten ebenso wie unser Bewußtsein als Ergebnis neuronaler Prozesse zu erfassen. Die Vorstellung, daß allen kreativen Gedanken und bewußten Entscheidungen Aktivitäten in verschiedenen Gehirnarealen vorausgehen, stellt manche Wissenschaftler erneut vor das Problem, ob Willensfreiheit prinzipiell möglich ist? »Denken wir« oder »werden wir gedacht?« ist die grundlegende Frage. Ist Willensfreiheit le-

diglich eine Illusion, und sind die bisherigen Vorstellungsbilder nur ein Konstrukt?

Literatur

1. Haug-Schnabel, G. (1992) Humanethologie: Die Biologie des menschlichen Verhaltens - eine Disziplin auf der Suche nach einem Weg zwischen den Extremen. Reihe: Aktuelle Probleme und Perspektiven der Biologie am Ausgang des 20. Jahrhunderts. In: Schmitt, M. (Hrsg.) Lexikon der Biologie, Bd. 10. Freiburg: Herder
2. Haug-Schnabel, G., Bensel, J. (1996) Ein Beitrag der Verhaltensbiologie zur »Biopsychosozialen Einheit Mensch«. In: Kleinhempel, F., Möbius, A., Sochinka, H.-U., Waßermann, M. (Hrsg.) Die Biopsychosoziale Einheit Mensch - Begegnungen. Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie und Humanontogenetik, Bd. 10. Bielefeld: Kleine
3. Hassenstein, B. (1987) Verhaltensbiologie des Kindes. München, Zürich: Piper
4. Haug-Schnabel, G. (1994) Das neue biologische Aggressionsverständnis. Biologie in unserer Zeit 24. Einlage: Biologen in unserer Zeit, 65-70
5. Hassenstein, B. (1986) Widersacher der Vernunft und der Humanität in der menschlichen Natur - Zum Menschenbild der biologischen Anthropologie. Jb Akad. Wiss. Heidelberg 1985
6. Stroebe, W. (1988) Vorurteile. In: Immelmann, K., Scherer, K.R., Vogel, C., Schmoock, P. (Hrsg.) Psychobiologie. Stuttgart, New York: Fischer, 487-524
7. Norretranders, T. (1994) Spüre die Welt. Reinbek: Rowohlt

8. Sherif, M. (1966) Experiments in group conflict. In: Copersmith, S. (ed.) Frontiers of Psychological Research. Readings from Scientific American. San Francisco: W. H. Freeman & Co., 112-116

9. Fogelman, E. (1994) Wir waren keine Helden. Frankfurt am Main: Campus

Summary

»The individual behaviour patterns are neither completely inherited nor solely learned.« This somewhat unspectacular statement (together with the recognition that inherited behaviour is accessible and consequently subject to changes) was of fundamental significance for the acceptance of results arising from human ethological studies. It meant that the justification for inhuman conduct was separated from the genetic participation, with which it had been associated up until then; now the knowledge on behavioural predisposition could be seen as an opportunity. Knowledge of the extent to which biological components are involved in group aggression and prejudice made it possible on the one hand to evade these mechanisms and counteract them already during childhood development. On the other hand, it is still absolutely essential to strengthen the biological opponents of inhuman behaviour, such as empathy and altruism.